

13.

nen >>> Gemeinschaft lernen >>> Gemeinschaftfle

Zukunftsfragen

... ein Leben miteinander wird ... Fähigkeiten und Erfahrungen, die dir das Selbstvertrauen geben ... stets als Einzelkämpfer aufgetreten ... arbeitete an seinem Vortrag ... rief beim Standesamt an ... den Bevölkerungsschwund thematisieren ...

Als Hirschberg zurück nach Mehlem kam, sah er sein Haus mit anderen Augen. Er war dort nicht mehr der Überlebende, der einsam seiner Arbeit nachging, wo früher Kinder tobten und seine Frau ihnen und ihm die Geborgenheit eines Heimes gab. Nein, in dieses Haus war Zukunft eingekehrt. Aber der Geruch, der ihn empfing, erinnerte an die Einsamkeit der Zwischenzeit. Er zog die Rolladen hoch und schob die Gardinen zur Seite, öffnete die Fenster und ließ frische Luft herein.

Gelebt hatte er in den letzten Jahren eigentlich nur in seinem Arbeitszimmer. Das würde sich jetzt ändern. Er ging ins Schlafzimmer. Hier musste vor allen Dingen gelüftet werden. Auch die Schranktüren öffnete er, damit auch dort der Muff herausfände. Er nahm die Tagesdecken von den Betten. Die Bettwäsche war abgezogen. Saubere Wäsche fand er in der Kommode. Er breitete Betttücher und Kissenbezüge aus. Denn auch sie brauchten erst mal frische Luft.

Hirschberg ließ sich auf eine der beiden Matratzen fallen, streifte die Schuhe aus und schob sich eines der Kissen unter den Kopf. Er gab sich der beglückenden Erinnerung an den gestrigen Tag hin, empfand die berausenden Momente intensiv nach.

Als er so eine Zeitlang gelegen hatte, kam ihm erneut die Frage: Wie soll es weitergehen? Die Entscheidung füreinander war gefallen. Jetzt galt es, daraus ein Miteinander zu machen. Dazu war es unumgänglich, einiges aufzugeben. Eigentlich müsste man alles aufgeben, zumindest infrage stellen, und gemeinsam neu beginnen. Wollte er das? Könnte er das? Er verspürte Unlust, sich auf diese Gedanken, Fragen oder gar Zweifel einzulassen. Statt dessen stellte er sich vor, wie er diesen Abend mit Katha hier beisammen liegen würde, im frisch bezogenen Ehebett.

Sie kam am frühen Abend. Er hatte eingekauft und das Abendessen vorbereitet. Im Wohnzimmer hatte er den Esstisch festlich gedeckt, mit ein paar Blumen aus dem Garten und einer Kerze.

Sie: „So habe ich mir das immer gewünscht: nach Hause an den liebevoll gedeckten Tisch kommen.“

„Damit kein Missverständnis entsteht: Ich wollte meinen Beruf nicht aufgeben und Hausmann werden.“

„Kannst du denn nicht beides?“
„Mit der Doppelbelastung wäre ich überfordert.“
„Aber von uns Frauen erwartet man das.“
„Ich nicht.“
„Aber einer muss es doch machen.“
„Wieso einer? Beide!“
„Einverstanden. Was übernimmst du?“
„Das Abendessen.“
„Dann mache ich das Frühstück. Aber wenn wir beide im Haus sind, machen wir beides gemeinsam.“
Er schob nach: „Was ist mit Wäsche waschen und bügeln?“
„Das müssen wir nicht heute Abend regeln. Aber worüber ich mit dir gerne heute Abend oder in den nächsten Tagen reden würde, das ist meine berufliche Zukunft.“

Hirschberg beim Abendessen: „Damit aus unserem Leben nebeneinander ein Leben miteinander wird, muss jeder von uns seine individuelle Lebensweise aufgeben. Was willst du aufgeben?“

„Da ich noch wenig festgelegt bin, habe ich eher das Problem, was ich an Aufgaben übernehmen soll. *Du* bist derjenige, der sich fragen muss, was er aufgeben will.“

„Aufgrund dessen, was du von mir weißt – was soll ich denn deiner Meinung nach aufgeben?“

„Fangen wir vielleicht anders an: Wie können wir erreichen, dass wir beide möglichst viel zuhause sind und gemeinsam etwas tun?“

„Ich könnte versuchen, noch mehr Arbeit von hier aus zu erledigen. Wenn ich die Aufträge entsprechend akquiriere und es mir gelingt, die Nutzung der modernen Kommunikationsmittel zu intensivieren, dann ließen sich die Außentermine um einiges reduzieren. Ausschließlich zuhause zu arbeiten – das wird nicht gelingen, wäre für meine Arbeit nicht gut. Ich muss in die Unternehmen, um zu sehen, was sich da abspielt.“

„Ich muss entscheiden, ob ich Mettmann endgültig aufgeben, das Studium an den Nagel hänge und dann als deine Sekretärin Vollzeit mache. Das Nebeneinander ist jetzt vorbei. Man kann sich nicht alles offen halten.“

„Zu welchem Beruf soll dich dein Studium führen?“

„Außer Lehramt habe ich keine Vorstellungen. Weil ich aber Zweifel habe, ob das überhaupt das Richtige für mich ist, hänge ich da ziemlich in der Luft.“

„Du hast angedeutet, du hättest dir etwas überlegt.“

„Die Organisation der Turniere in Mettmann macht mir Spaß. Vielleicht könnte ich das auf andere Veranstaltungen ausdehnen.“

„Eventmanager nennt man das. Also das Studium aufgeben?“

„Unter dem Aspekt einer Berufsausbildung sehe ich in meinem Studium wenig Sinn. Es gefällt mir als interessante Allgemeinbildung.“

„Dann würde ich es an deiner Stelle aufgeben. Denn du brauchst Fähigkeiten und Erfahrungen, die dir das Selbstvertrauen geben, damit Geld verdienen zu können. Einen vorgeschriebenen Ausbildungsgang mit anschließender Berufsbezeichnung braucht man dafür

nicht unbedingt. Schon heute üben die wenigsten Menschen den Beruf aus, den sie einmal gelernt haben. Das wird künftig noch zunehmen.“

„Also Mettmann. Kindertraining auslaufen lassen und statt dessen Veranstaltungen managen? Aber dann bin ich nicht viel zuhause.“

„Von zuhause aus kannst du Veranstaltungen vermarkten, die andere managen. Telefonieren, faxen und mailen kannst du von jedem Ort aus. Nur wenn die Veranstaltungen laufen, musst du vorort sein. Das kannst du von hier aus und parallel zu der Arbeit für mich machen.“

„Ich überlege mir das.“

Damit war das Gespräch fürs erste beendet. Sie informierten sich über ihre Termine der nächsten Zeit, um zu sehen, wann sie zusammen sein könnten. Als sie erfuhr, dass er in Ludwigsburg einen Vortrag über „Die Unternehmen der Zukunft“ halten werde, äußerte sie den Wunsch mitzufahren. Er stutzte. Damit hatte er nicht gerechnet. In den Jahrzehnten seiner Selbständigkeit war er stets als Einzelkämpfer aufgetreten. Nie war seine Frau mitgekommen. Sie drinnen, er draußen – das war die Rollenverteilung. Jetzt nicht mehr allein zu reisen, sondern mit Katha als Partnerin – das war doch großartig. Die Bosse würden Augen machen – sollten sie!

Zu Katha: „Als wen soll ich dich denn vorstellen?“

„Als deine Frau natürlich.“

„Wenn ich das Manuskript fertig habe, brauche ich dich als Probepublikum.“

„Du willst den Vortrag vorab probeweise halten und ich soll mir das anhören?“

„Genau so!“

Hirschberg gefiel, wie sie in die Partnerschaft einstieg. Er fragte: „Wollen wir in der Öffentlichkeit als zusammenlebendes Paar auftreten und es dabei bewenden lassen, oder möchtest du, dass wir zum Standesamt gehen?“

„Ich möchte deinen Namen tragen.“

„Und deinen Nachnamen aufgeben?“

„Der Name Dohmen galt bisher.“

Schon wieder überraschte sie ihn. „Von mir aus könntest du einen Doppelnamen tragen.“

„Was soll das? Ich habe mich für dich entschieden und dazu gehört auch dein Name.“

Hirschberg stand am Schreibtisch und arbeitete an seinem Vortrag. In einer Pause ging er daran, die standesamtliche Trauung vorzubereiten. Wer sollten die Trauzeugen sein? Seine Schwester und Mutter Dohmen waren auszuschließen. Wer dann? Verwandtschaft? Bekannte? Er rief beim Standesamt an, um den Ablauf zu erfahren. Sollten sie eine Feier anschließen? Zumindest ein Essen mit den Trauzeugen. Und eine kirchliche Trauung? Das war erst noch zu besprechen.

Wieder am Schreibtisch setzte er seine Vortragsvorbereitungen fort. Seine Kerngedanken formulierte er aus, alles andere schrieb er nur in Stichworten auf.

Probelauf vor Katha:

„Radikaler denn je wird sich Überleben und Wohlstand aus einem weltweiten Wettbewerb heraus gestalten. Das werden national orientierte Regierungen und Gegner der Globalisierung nicht verhindern können. Unternehmer wissen, dass sie sich auf den Märkten gegen alle Widrigkeiten und Härten durchsetzen müssen. Dazu brauchen sie Kreativität und Realitätssinn. Unternehmer müssen sich vorstellen können, was sein könnte, und sie müssen überwinden, was ihnen an Widerstand entgegengesetzt wird. Wie werden sie das in Zukunft tun?“

Unternehmen sind gezwungen zu unnachsichtiger Kostenminimierung. Regierungen, die um der sozialen Errungenschaften und der sozialen Gerechtigkeit willen das unterbinden oder gar konterkarieren, treiben ihre Unternehmen ins Ausland oder in die Pleite – und damit stoßen sie ihr Land in die Krise, in der sich soziale Errungenschaften und soziale Gerechtigkeit schließlich erübrigen, da kein Geld mehr verdient wird.“

Erläuternd zu Katha gesprochen: „Nach dieser Einleitung will ich die Vorteile der Globalisierung insbesondere bei der Kostenminimierung herausstellen.“ – „Verstanden. Mach weiter.“



„Kostenminimierung heißt: die Unternehmensstrukturen und Organisationsabläufe unablässig rationalisieren; heißt: kein totes Kapital zulassen, sondern gewinnbringend investieren; heißt: weltweit die Standorte für die einzelnen Geschäftsbereiche wählen, die konkurrenzfähig sind und sparen helfen. Das und anderes mehr ist nur zu haben, wenn bei klaren Zielsetzungen mit einem Höchstmaß an Flexibilität konsequent gehandelt wird.

Idealtypisch wäre ein Unternehmer, der so viel Kapital flexibel zur Verfügung hat, dass er seine Investitionsvorhaben zu jeder Zeit und an jedem Ort ausführen kann; der so beweglich ist, dass er weltweit die Marktchancen für seine Produkte und Dienstleistungen wahrnehmen kann.

Die Großunternehmen in unserer mittlerweile wirklich einen Welt versuchen, sich durch schiere Größe als Global Player durchzusetzen. Der Gefahr der Schwerfälligkeit begegnen sie mit Organisationseinheiten wie Profit Centers, mit internem Wettbewerb der Standorte und kontinuierlichen Verbesserungsprozessen. Dadurch schaffen sie erfolgsorientiertes Handeln bis hinunter zum einzelnen Mitarbeiter.

Mächtige weltumspannende Konzerne sind so entstanden. Ihre Führungen tun alles, damit sich die Mitarbeiter voll und ganz mit dem Unternehmen identifizieren, wie das in früheren Jahrhunderten die Menschen mit ihrem Fürsten oder ihrem Vaterland taten. Heute folgt man nicht mehr dem Wappen, heute folgt man dem Firmenzeichen, dem Logo, trägt voller Stolz die Auszeichnungen, die einem wegen besonderer Verdienste beispielsweise im Verkauf verliehen wurden. Die kleinste Organisationseinheit, der einzelne Mitarbeiter, soll stolzer, engagierter und flexibler Teil des Ganzen sein.“

5

Katha unterbrach ihn: „Beschreibst du nicht Zusammenhänge, die deinen Zuhörern geläufig sind? Könnte sie das nicht langweilen?“ – „Ich will das darstellen, um anschließend die negativen Folgen aufzuzeigen.“ – „Lass hören!“

„Was aber ist mit den mittelständischen und kleinen Unternehmen? Sie haben beste Überlebenschancen, vorausgesetzt der Staat erwürgt sie nicht mit seiner Regulierungswut. Denn die großen Konzerne lassen nicht nur große Marktfelder unbeackert liegen, sondern schaffen auch neue Märkte. Ihre Größe zwingt sie zum Massengeschäft. Das eröffnet innovativen Unternehmern vielfältige Chancen zur Entwicklung neuer Angebote, mit denen sie Marktlücken, Nischen besetzen. Dazu brauchen sie unternehmerische Mitarbeiter.

Sie brauchen Mitarbeiter, die mitdenken, die strategisch vorgehen, Projekte leiten, die vollen Einsatz bringen und sich gegenseitig motivieren. Dazu müssen die Mitarbeiter unabhängig sein und eine unverwundliche Gesundheit haben. Alle, die auf Dauer oder auf Zeit im Unternehmen der Zukunft tätig sind, müssen topfit sein – geistig, fachlich, körperlich.

Dabei muss der Unternehmer mit seiner Kernmannschaft nicht selber sämtliche Managementfunktionen ausüben. Ein Heer von Spezialfirmen und Selbständigen ist ihm zu Diensten. Sie untersuchen für ihn die Märkte. Sie regeln seine Finanzgeschäfte. Sie nehmen ihm die Personalarbeit ab. Sie erledigen die Ausarbeitung von Verträgen. Sie erarbeiten die Unterlagen für eine Entscheidungsfindung. Sein Job ist, zu bewerten und zu entscheiden, anzustoßen und zu motivieren.“

Er fragte Katha: „Ist das verständlich?“ – „Für deine Zuhörer denke ich schon, für mich weniger. Aber diese totale Inanspruchnahme der Mitarbeiter, die du beschreibst, macht mir Angst.“ – „Das kommt jetzt.“

„Sieht so tatsächlich das Unternehmen der Zukunft aus? Eine global agierende Hochleistungstruppe? Das ist in der Tat das Ziel vieler Unternehmen. Und einige sind auf ihrem Weg dahin schon weit fortgeschritten. Dennoch: Ich glaube nicht, dass derart auf den wirtschaftlichen Erfolg getrimmte Unternehmen die Zukunft gewinnen werden! Denn sie lassen eines außer Acht, übersehen die wichtigste Voraussetzung für ihr gesamtes Handeln, untergraben sogar mit der Verkürzung des Menschen auf sein Potential als Gewinnbringer das Fundament der eigenen Existenz. Sie versäumen – technokratisch gesprochen – die Reproduktion der Ressource Mensch.“

Bis in die jüngere Vergangenheit wurden genügend Kinder geboren. Der Nachwuchs war kein Thema. Aber jetzt ist er ein Thema. Die Bevölkerung überaltert und schrumpft. Da immer mehr Frauen in die Wirtschaft gegangen sind, konnte die Wirtschaftsleistung zwar gesteigert werden, aber die Geburtenrate sinkt. Die Frauenreserve ist bald aufgebraucht. Der Versuch, den Frauen Beruf und Familie mit Kindern schmackhaft zu machen, ist gescheitert. Immer mehr Frauen entscheiden sich gegen Kinder.“

Zu Katha gewandt: „Kommt das rüber?“ – „Mir ist nicht klar, worauf du hinaus willst.“ – „Ich will aufzeigen, dass das ‚schneller – höher – weiter‘ der Unternehmen im weltweiten Wettbewerb in eine Sackgasse führt.“

Mit sich unzufrieden ging Hirschberg auf und ab, dachte er nach. Dann erläuterte er, warum er den Bevölkerungsschwund thematisieren wollte: „Ein großer Teil meiner Arbeit bestand bisher darin, Unternehmern zu größerer Effektivität zu verhelfen. Jetzt erkenne ich, dass die Unterordnung einer Gesellschaft unter den Erfolg ihrer Unternehmen gefährlich werden kann. Früher war die Hälfte der Bevölkerung mit der Aufzucht der Folgegeneration beschäftigt. Heute ist die gesamte Gesellschaft wohlstandsorientiert beschäftigt. Selbst der Staat hat kaum noch ein anderes Ziel als die Wohlstandsmehrung.“

„Und was willst du ändern?“

„Gegen Wohlstand habe ich nichts. Mir ist jedoch deutlich geworden, dass der Wohlstand von heute, so wie wir ihn hervorbringen beziehungsweise zu erhalten versuchen, die Armut von morgen verursacht. Um das zu verhindern, muss die Zukunft viel stärker, als das zur Zeit geschieht, mitbedacht werden, insbesondere der Wohlstand auf Pump muss aufhören.“

„Das willst du rüberbringen?“

„Ich will die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass Unternehmen langfristig ihren Untergang programmieren, wenn sie die Zukunft der Gesellschaft nicht in ihr Kalkül einbeziehen.“

„Aber niemand kann die Zukunft verlässlich voraussagen. Da ist es doch besser, sich erst einmal auf das Heute zu konzentrieren.“

„Eines kann man verlässlich für die Zukunft voraussagen: Ohne eine genügende Kinderzahl und ohne eine Erziehungsleistung, die kulturell fundiert ist, bricht der ganze Laden zusammen.“

„Für diese Botschaft wirst du aber nicht viel Beifall bekommen.“

„So drastisch werde ich es ja auch nicht sagen. Aber ich könnte auf die Umweltschäden hinweisen, die nach wie vor zukunftsgefährdend sind. Unternehmer kennen das Thema. Und daran könnte ich anschließen, dass Unternehmen sich in gleicher Weise ehe- und familiengerecht organisieren müssen.“

„Das finde ich gut.“

Hirschberg ging an die Überarbeitung seines Manuskripts. Bei nächster Gelegenheit trug er die überarbeitete Fassung Katha vor. Ja, jetzt könne sie mehr damit anfangen. Aber sie sei nach wie vor skeptisch, ob sein Unternehmer-Publikum seine Vorstellungen akzeptieren würde.

Institutionalisierung

... mit seinen Ausführungen nicht ankam ... seine Zuhörer gelangweilt und dann überfordert ... Kathas künftigen Beruf ... wenn mein alterserfahrener Charme ... könnte die Idee gefallen ... machten sie ihr Verliebtsein alltagstauglich ...

7

Sie fuhren zusammen nach Ludwigsburg. Katha saß am Steuer. Hirschberg genoss es, sich nicht auf den Verkehr konzentrieren zu müssen. Sie trafen am Abend vor Hirschbergs Auftritt im Tagungshotel ein.

Am nächsten Morgen wurde Hirschberg im Frühstückssaal vom Tagungsleiter begrüßt, wurden ihm einige Herren vorgestellt. Andere stellten sich selbst vor, wieder andere kannte er von früheren Veranstaltungen her. Katha fand bei einigen Herren die ihr gewohnte, wenn auch von ihr nicht geschätzte mit Komplimenten angereicherte Aufmerksamkeit.

Gegen 10 Uhr füllte sich der Vortragsraum. Die Unternehmer standen in Gruppen umher. Der Vorsitzende löste sich von seiner Gesprächsgruppe und forderte mit lauter Stimme und Händeklatschen dazu auf, Platz zu nehmen. Katha setzte sich in die letzte Reihe.

Als Ruhe eingekehrt war, eröffnete der Vorsitzende das Vormittagsprogramm, stellte Hirschberg, der neben ihm am Vorstandstisch saß, vor und bat ihn, seinen Vortrag zu halten. Mehr und mehr merkte Hirschberg, dass er mit seinen Ausführungen nicht ankam. Der erste Teil war für seine Zuhörer vermutlich kalter Kaffee und den zweiten Teil hielt die Mehrheit wohl für abwegig. Er versuchte, sich dadurch zu retten, dass er vom Manuskript abwich und Passagen einflocht, die zum Repertoire früherer Reden von ihm gehörten.

Aber das machte seinen Auftritt nicht besser. Er verlor den roten Faden, es wurde widersprüchlich und in seiner Rhetorik wirkte er zunehmend unsicher. Als er dann auch noch Probleme mit seiner Stimme bekam, ging er zum Schluss über, räumte ein, dass er das Thema

weniger praktisch vorausschauend anhand aktueller Trends aufgegriffen, sondern mehr aus einer gesellschaftspolitischen Perspektive heraus behandelt habe. Da Unternehmer jedoch von ihrem gesellschaftlichen Umfeld in der langfristigen Betrachtung abhängig seien, könne man Aspekte wie Generationenverbund, Ehe und Familie nicht außer Acht lassen. Er erhielt höflichen Beifall.

In der Diskussion kam es knüppeldick. Man könne die Unternehmer doch nicht für die Geburtenrate verantwortlich machen. Die hohe Scheidungsrate sei wohl kaum Folge des Wirtschaftssystems. Gerade die Unternehmen würden doch erst die Basis für materiell abgesicherte Familien schaffen. Außerdem, so wurde ihm vorgehalten, werde schon Erhebliches zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf getan. Der Vorsitzende schloss die Diskussion, sprach Hirschberg ein knappes Dankeschön aus und verabschiedete ihn.

Auf der Heimfahrt stellte Katha nüchtern fest, zuerst habe er seine Zuhörer gelangweilt und dann überfordert; schließlich habe er den Faden und dann auch noch die Stimme verloren. Sie versuchte, ihren Jo liebevoll zu trösten. Sie habe auch schon so manches Match durch Fehleinschätzungen verloren. Nach einer Weile lenkte sie in die Zukunft: „Wir werden ‚Familie‘ leben!“

Im Westerwald fuhr sie ab auf eine Autobahnraststätte, sie wollten eine Kleinigkeit essen. Es wurde nicht viel geredet. Plötzlich nahm Katha Hirschbergs Hand in ihre und sagte: „Ich weiß jetzt, was ich werden will.“ Er sah sie erwartungsvoll an. Ihr Gesicht strahlte: „Familienmanagerin!“ – „Und wo willst du das studieren?“ – „Ich brauche das nicht zu studieren, ich kann das.“ – „Aber wie sollen das deine Kunden wissen?“ – „Ich werde keine Kunden haben, sondern Familie!“

8

In der Umzäunung des Rastplatzes war ein offen stehendes Tor, durch das ein Weg in den umgebenden Wald führte. Durch dieses Tor gingen sie und machten einen Spaziergang, auf dem sie Kathas künftigen Beruf ausmalten – sie würden mehrere Kinder haben.

Hirschberg, der wieder lächeln konnte: „Über Jahrtausende nannte man deinen künftigen Beruf ‚Mutter‘.“

„Das werde ich sein!“

Nach ihrer Ankunft zuhause setzten sie sich mit ihren Terminkalendern zusammen und stimmten die Tagesabläufe bis zum nächsten Sonntag aufeinander ab. Zu der einen oder anderen Aktivität gab es Fragen. So kamen sie darauf, dass sie eigentlich noch gar nicht allzu viel darüber wussten, was der andere wirklich tat. Sie nannten sich auch künftige Termine, die jetzt schon feststanden. Darunter war ein Kompakt-Seminar zur Verbesserung von Kommunikationsverhalten, das Hirschberg im nächsten Monat für Mitarbeiter zweier Firmen zu halten hatte. Katha äußerte Interesse, daran teilzunehmen. Er sagte ihr zu, das mit den beiden Firmen zu regeln.

Wenige Tage später besprachen sie ihre standesamtliche Hochzeit. Hirschberg hatte sowohl seinen Freund Berger als auch Frau Schneider erreicht. Beide hätten sich geehrt gefühlt, dass er sie darum bitte, als Trauzeugen auf dem Standesamt bei seiner neuerlichen Heirat dabei zu sein. Doch vorher würden sie gerne die Braut kennenlernen. Er schlage vor,

Berger und die Schneider zu einem Abendessen einzuladen. Aber nicht in ein Restaurant, sondern hierher zu sich nach Hause. Das wäre sozusagen ihr erstes gemeinsames Hausarbeitsprojekt. Er hoffe, das sei ihr so recht. „Dann haben wir ja einiges vorzubereiten“, meinte sie.

Der Abend mit Berger und der Schneider wurde nicht nur als erstes gemeinsames ‚Küchenprojekt‘ ein voller Erfolg, sondern war auch recht unterhaltsam. Es begann damit, dass beide Gäste Hirschberg Komplimente zu seiner Brautwahl machten. Und natürlich konnte die Schneider sich nicht verkneifen, ironisch zu fragen, wie er denn glaube, diese hübsche junge Frau zufrieden stellen zu können.

Hirschberg: „Ich habe etwas, was kein junger Mann ihr bieten kann: Lebenserfahrung.“

Die Schneider: „Die habe ich auch. Aber meinen Sie, deshalb würde sich auch nur ein junger Mann für mich interessieren?“

Hirschberg: „Die wissen alle nicht, was ihnen entgeht.“

Die Schneider: „Das ist wahr. Aber was soll ich machen? Zum Glück habe ich ja noch, beziehungsweise wieder meinen Mann. Der hat sich zur Ruhe gesetzt, aber ist noch nicht zur Ruhe gekommen. Jetzt leben wir abwechselnd einige Wochen auf Mallorca und in Köln.“

Berger: „In Mallorca machen Sie aber auch etwas mit Immobilien. Ich meine, etwas in der Richtung gehört zu haben.“

Die Schneider: „Hat sich das schon herumgesprochen? Ja, das hat sich so angeboten. Wenn Sie ein Leben lang in dem Geschäft waren, kann man es nicht so einfach lassen. Mein Mann braucht das. Sonst fällt dem die Decke auf den Kopf. Seinem Sohn, der unser Unternehmen jetzt vollständig übernommen hat, will er nicht reinpfuschen. Also hat er sich auf der Insel ein Betätigungsfeld geschaffen.“

Hirschberg: „Arbeiten Sie da mit?“

Die Schneider: „Hin und wieder, wenn mein alterserfahrener Charme bei den Kunden von Vorteil sein könnte.“ Sie lachte hell auf und sah dabei Katha an.

Katha: „Gibt es auf Mallorca denn überhaupt noch Objekte, die ein Normal-Sterblicher bezahlen kann?“

Die Schneider: „Das ist ja gerade das Schöne am Mallorca-Geschäft: Sie haben nicht mit Normal-Sterblichen zu tun, sondern mit Leuten, die jeden Preis zahlen, wenn sie etwas wollen.“

Hirschberg: „Und da gibt es Beamte, die so gut wie jeden Bauplatz genehmigen, wenn es einem Geldprotz gefällt, sich mit seinem Bau mitten in die schönste Landschaft zu pflanzen.“

Die Schneider: „Das ist jetzt nicht mehr so leicht möglich. Die Gesetze sind verschärft worden.“

Hirschberg: „Wenn sie denn auch angewendet werden! Ich habe Bauten an Stellen gesehen, da tut es einem leid, dass man kein Dynamit dabei hat.“

Berger: „Ich mache einen Vorschlag: Wir kaufen uns ein altes Kanonenboot und bereinigen die schlimmsten Bausünden vom Wasser aus.“

Die Schneider: „Da haben Sie aber einiges zu tun.“

Hirschberg: „Mallorca würde dabei gewinnen.“

Berger zu Hirschberg: „Wann wollt ihr denn mal wieder auf die Insel?“

Hirschberg: „Zur Zeit haben wir eine Menge zu erledigen.“

Berger: „Wollt ihr denn keine Flitterwochen machen?“

Hirschberg: „Auf die Idee sind wir noch gar nicht gekommen.“

Die Schneider zu Katha: „Sehen Sie, junge Frau! Das haben Sie bei einem solch älteren Herrn, der kommt nicht einmal auf die Idee – und Sie warten insgeheim darauf, dass er sie ins Paradies entführt.“

Katha: „Ehrlich gesagt, ich habe auch noch nicht daran gedacht. Aber ich glaube, mir könnte die Idee gefallen. Zumal wir uns auf Mallorca kennengelernt haben.“



10

Jetzt wollte die Schneider die Entstehungsgeschichte der Ehe wissen, die sie in einigen Tagen auf dem Standesamt bezeugen sollte. Hirschberg erzählte:

„Als ich das letzte Mal in Palma war, habe ich mich auf dem Maritimo in ein Straßencafé gesetzt. Plötzlich hatte ich diese junge Frau neben mir sitzen. Ich dachte, hoppla, geht das heute so herum – und ich fühlte mich wie ein Dreißigjähriger. Doch es stellte sich heraus, dass sie nur zu mir geflüchtet war, weil ihr ein fremder junger Mann, der ihr äußerst unsympathisch war, nachstellte.“

Die Schneider: „Hirschberg als Schutzpatron! Das haben Sie dann schamlos ausgenutzt, um sich selber ins Spiel zu bringen.“

Hirschberg: „Wir kamen ins Gespräch. Und haben einen Ausflug gemacht. Die Bekanntschaft mit Katha war für mich nach dem Ausflug eigentlich zu Ende. Aber die junge Frau konnte nicht von mir lassen und hat mich in Mehlem ausfindig gemacht und auf meinen Anrufbeantworter gesprochen. Wir haben uns dann in Köln getroffen. Später hat sie mich mit ihrem Freund in meinem Wochenendhaus in der Eifel besucht. Irgendwie war sie anhänglich, und ich – ich muss es zugeben – fühlte mich geschmeichelt. So ganz abständig und unattraktiv für junge Leute war ich offenbar noch nicht. Mit ihrem Freund ist sie einige Zeit später nicht mehr klar gekommen. Da sie in Bonn studierte, hat sie bei mir erneut Unterschlupf gesucht.“

Berger: „Du bist aber nicht der Grund gewesen, aus dem sie mit ihrem Freund Schluss gemacht hat?“

Katha griff ein: „Nein, das war er nicht. Aber er hatte mir ja schon einmal Schutz geboten, dieser verständnisvolle ältere Herr.“

Die Schneider zu Katha: „Da ihr mich ja jetzt mit eurem Ansinnen zum Komplizen macht: Warum wollen Sie denn den Herrn Hirschberg, diesen alten Knacker, heiraten? Ich schätze den zwar, aber deshalb würde ich den noch längst nicht heiraten.“

Katha: „Das habe ich mir reiflich überlegt. Zumal meine Mutter und er mich davon abhalten wollten. Ich heirate ihn, weil ich in meiner Generation keinen passenden Mann gefunden habe.“

Berger: „Was erwarten Sie denn von einem Mann?“

11

Katha: „Dass er lebensstüchtig ist, weiß, was er will, seiner selbst sicher ist. Aber zuallererst: dass er lieben kann, nicht nur sich selbst.“

Die Schneider zu Katha: „Darf ich ‚Du‘ sagen?“ Katha nickte zustimmend. „Glaubst du denn nicht, dass du auch mit einem Partner deines Alters Orientierung und Lebenssicherheit hättest finden können?“

Katha: „Vielleicht. Aber ich habe keinen getroffen.“

Berger: „In unserer Firma beobachte ich, dass die jungen gut ausgebildeten Frauen weitaus mehr Verhaltensstabilität zeigen als die jungen Männer. Außerdem fällt mir auf, dass die jungen Männer mit der Selbstverständlichkeit, mit der ihre Kolleginnen ihre Gleichbehandlung einfordern, nicht klar kommen.“

Hirschberg: „Jetzt kommen wir der Sache näher. Uns steht ein Jahrhundert der Frau bevor. Und die jungen Männer spüren das. Die Mädchen sind in der Schule besser, sie machen die besseren Studienabschlüsse, sie drängen in alle Berufe und Karrierestufen. Da ist es doch völlig verständlich, dass die Männer unsicher werden, um ihre Positionen und Karrieren fürchten, die Ellenbogen ausfahren, den Macho herauskehren, Existenzangst bekommen, Amok laufen – oder unter Mutters Rockschoße zurück wollen.“

Die Schneider: „Verstehe ich richtig: Die Männer werden mit der Emanzipation der Frauen nicht fertig?“

Hirschberg: „Könnte man so sagen. Deshalb fliegen ja viele von ihnen beispielsweise nach Thailand oder auf die Philippinen und suchen dort eine gefügte Frau für sich.“

Die Schneider: „Ach du meine Güte!“

Berger zur Schneider: „Dann ist doch auch klar, warum Sie kein junger Mann umschwärmt.“

Die Schneider zu Berger: „Diese Aufklärung hätten Sie sich sparen können.“

Hirschberg zur Schneider: „Außerdem wünschen sich diese nach Fernost reisenden Männer von ihren fügsamen Frauen nicht nur Fürsorge, sondern auch noch süße kleine Kinderchen.“

Die Schneider: „Ihr beiden Männer seid wirklich nett zu mir. Jetzt sehe ich auch den Unterschied zwischen mir und dem Herrn Hirschberg: Der kann jetzt noch einmal Vater werden. Vielleicht ist er es ja schon?“

Bei ihren letzten Worten sah sie Katha an. Die zuckte mit den Schultern: „Ich weiß es nicht.“

Die Schneider: „Aber du stammst nicht aus dem Fernen Osten, sondern aus Deutschland?“

Katha: „Aus Essen. Und in der Schule war ich besser als die Jungs.“

Die Schneider: „Und du heiratest den Hirschberg, weil der noch nicht von der anbrechenden Frauenpower dieses Jahrhunderts sich hat neurotisieren lassen.“

Katha: „Bastionen schleifen kann man erst, wenn man sie eingenommen hat.“

Die Schneider: „Da war ich mit meinen Bemühungen, Bastionen zu schleifen, wohl etwas zu früh dran. Aber immerhin: Jetzt seid ihr Männer sturmreif.“

Berger verabschiedete sich mit der Begründung, er müsse seine Frau vom Spanischkurs abholen. Frau Schneider blieb auch nicht mehr lange. An der Haustür betonte sie noch einmal, die Rolle der Trauzeugin gerne zu übernehmen.

Sofort am nächsten Tag regelte Hirschberg alles Erforderliche mit dem Standesamt und gab Berger und der Schneider den Termin durch. Er fügte hinzu, dass die Ehepartner selbstverständlich herzlich eingeladen seien, ebenfalls der Zeremonie beizuwohnen. Anschließend an den ‚Staatsakt‘ würden Katha und er noch zu einem Umtrunk in der Bonner Altstadt bitten.

Der ‚Staatsakt‘ verlief heiter, kurz und bündig. Der berufsmäßig freundliche Beamte empfing die Brautleute, das Ehepaar Berger und das Ehepaar Schneider. Er stellte die Personalien der Akteure fest, stellte die Möglichkeiten des Namensrechts dar, nahm die Entscheidungen des künftigen Ehepaars zur Kenntnis, las die entsprechenden Texte vor, fragte die Zustimmung ab, sammelte die Unterschriften ein und fügte seine Unterschrift mit Amtssiegel hinzu. Er beglückwünschte das nunmehr gesetzmäßig verheiratete Paar, schloss ein paar salbungsvolle Sätze an und verabschiedete die kleine Gesellschaft. Draußen vor dem Eingang machte Berger einige Fotos. Die Schneiders hatten Katha einen Strauß roter Rosen überreicht.

Beim Umtrunk warf Frau Berger die Frage auf, ob sich das Standesamt nicht überlebt habe, wie so vieles andere auch. Herr Schneider meinte, der Trauschein habe nur noch

steuerliche Bedeutung. Hirschberg sagte, die Urkunde stehe wohl doch in einem größeren rechtlichen Zusammenhang, beispielsweise wenn aus der Ehe Kinder hervorgingen. Die Schneider fragte Katha, warum sie ihren Namen aufgegeben habe. Katha antwortete, sie mache ihre Identität nicht an ihrem Mädchennamen fest und sie brauche ihn auch nicht, um damit ihre Emanzipation zu signalisieren.

Das Gespräch kam auf Homo-Ehen. Einheitliche Meinung war, dass man Partnerschaften jeder Art sollte eingehen dürfen. Konsequenterweise wären alle Privilegien für bestimmte partnerschaftliche Beziehungen abzuschaffen. Partnerschaft sei lediglich privatrechtlich beim Notar zu regeln. Der mache sowieso die Eheverträge.

Bei der Verabschiedung wiederholten die Bergers ihr Angebot an die Hirschbergs, jederzeit die Ferienwohnung in Santa Ponça nutzen zu können. Die Schneider, die das mithörte, schloss sich an mit der Einladung zu ihr nach Puerto Andratx.

Die Hirschbergs beschlossen, zum Mittagessen ins Redüttchen zu fahren. Sie kamen erneut darauf zu sprechen, wie die Alltäglichkeiten zu regeln seien. Er sagte, es sei vielleicht blöde, immer wieder darauf zurück zu kommen, aber es seien eben die banalen Dinge des gemeinsamen Lebens, die oft zu Streit führten. Unachtsamkeit, Nachlässigkeit, Bequemlichkeit und andere Schwächen würden schnell als Lieblosigkeit interpretiert und schon sei der Krach da. Vorwürfe, Gegenvorwürfe, Abstreiten, Leugnen; der eine werde laut, der andere verkrieche sich, Haare würden gespalten, man bekriege sich und versöhne sich wieder – bis ‚es nicht mehr geht‘, wie ihm eine Nachbarin gesagt hätte, als sie die Scheidung eingereicht hatte. Das alles wolle er vermeiden, und deshalb müssten sie auch über die Banalitäten des Alltags, die vielleicht lästigen Dinge reden.

Sie wandte ein, dass es auch Dinge und Situationen gäbe, wo Schweigen eher angebracht sei. Sie einigten sich, dass Schweigen nur dann infrage käme, wenn weiteres Reden bedeuten würde, Öl ins Feuer zu gießen, oder der Zeitpunkt für eine Aussprache nicht der richtige sei. Aber: Wenn einer von ihnen lieber schweigen wolle, dann solle er das sagen und dem anderen die Gewissheit geben, dass die Liebe zueinander nicht getrübt sei.

Noch ein anderes Thema kam zur Sprache: Kochen. Er hatte unter der Anleitung von Frau Michalski mehrere Gerichte kochen gelernt, beispielsweise Nudeln mit Pilz-Sahne-Sauce oder mit Ei und Schinken in der Pfanne überbacken. Sie dagegen ernährte sich mangels Zeit und eigener Küche fast nur mit Fastfood, ließ sich gelegentlich von ihrer Mutter bekochen oder ging mit Kollegen oder Kunden des Tenniszentrums ins Restaurant. Sie vereinbarten, bei ihrer Terminabstimmung gemeinsame Koch- und Essenstermine einzuplanen. So machten sie ihr Verliebtsein alltagstauglich.

Hirschberg war dennoch unsicher, ob Katha es mochte, dass er wiederholt und vielleicht auch zu unpassenden Zeiten auf solche Themen des Alltags zurückkam, die bei der Rollenverteilung vergangener Zeiten außer Frage standen. Er sagte ihr das und war beruhigt, dass sie kein Problem damit hatte. Sie entschuldigte sich sogar, dass sie von Haushalt keine Ahnung habe, aber die Dinge würden sich ja nicht von alleine tun. Und wenn er bereit sei, den Haushalt mit ihr gemeinsam zu machen, rechne sie ihm das hoch an. Schließlich sei er es aus seiner ersten Ehe anders gewöhnt. Bevor das erste Kind komme, wolle sie jedenfalls so viel können, dass sie weder verhungern noch im Dreck verkommen würden.

Die beiden ließen den Tag zuhause auf der Terrasse bei einem Glas Wein ausklingen. Seit Jahren hatte Hirschberg die Terrasse nicht mehr benutzt. Jetzt stellte er fest, wie schön man doch hier saß – und ihm kamen Gedanken an vergangene Zeiten, in denen er hier und im Garten mit seinen noch kleinen Kindern ausgelassen spielte. Er hob sein Glas und prostete Katha zu: „Frau Hirschberg!“ – „Daran muss ich mich jetzt erst gewöhnen, vor allem am Telefon.“ – „Ich werde das in den nächsten Tagen, wenn ich unterwegs bin, testen.“

Hinten im Garten stand in einer lauschigen Ecke, seit ewigen Zeiten nicht mehr benutzt, eine Sitz-Schaukel, mit einer Schutzfolie abgedeckt. Katha deutete auf sie und fragte: „Ist die noch funktionsfähig? Ich meine, kann man sich noch hineinsetzen?“ – „Probieren wir es doch aus!“ Sie gingen hinüber, zogen die Folie runter und setzten sich vorsichtig hinein. Das Ding hielt, auch bei leichtem Schaukeln. „Ich hole die Sitzpolster aus dem Keller“, sagte er. „Nicht nötig, wir nehmen die Kissen von den Terrassenstühlen.“ Sie holte die Kissen.

Hirschberg legte den Arm um ihre Schultern. Sie blickten zum Drachenfels hoch, tranken aus ihren Weingläsern. Beide ließen in Gedanken den Tag nochmal Revue passieren. Sie war zufrieden und glücklich. Sie fühlte sich wie in einem Hafen. Man sprach ja auch vom Eehafen, dachte sie. Aus diesem Hafen heraus würde sie nun in ihr Leben hinaus fahren, begleitet von einem schon erprobten Skipper. Er fühlte sich wohl wie lange nicht mehr. Er war nicht mehr allein. Eine tüchtige Gefährtin hatte sich ihm zugesellt. Mit ihr bekam er neue Kraft, würde er zu neuen Ufern aufbrechen.

14

Ehealltag

... auch kirchlich heiraten ... die Geschichte der Rut aus dem Alten Testament ... eine neue Atmosphäre ... zeitweise unangenehm eingengt ... seine Eigenheiten zu lassen ... die Reibungsflächen klein zu halten ...

Während sie so ihren Gedanken nachgingen, war es dunkel geworden, waren oben auf dem Drachenfels die Lichter angegangen. Plötzlich drehte sie sich zu ihm und fragte:

„Wir haben bisher noch gar nicht darüber gesprochen, ob wir auch kirchlich heiraten wollen.“

„Willst du?“

„Ich weiß nicht. So ein Brautkleid würde mir sicher gut stehen.“

„Das Kostüm heute hat dir auch wunderbar gestanden.“

„Wir sind doch beide katholisch?“

„Wann warst du das letzte Mal in der Kirche?“

„Das ist schon Jahre her. Als ich nach der Pubertät die Pille eine Zeit lang genommen habe, hatte ich ein schlechtes Gewissen. Da bin ich nicht mehr gegangen. Meine Eltern sind nicht religiös.“

„Ich gehe nur hin und wieder in die Kirche. Wenn unser Pfarrer, unser Kardinal, die in Rom – na ja, ich will nicht kritisieren.“

„Wann hast du das letzte Mal in der Bibel gelesen?“
„Das tue ich öfter. Sie liegt in meiner Nachttisch-Schublade. Wenn ich auf Reisen eine Bibel in meinem Hotelzimmer finde, lese ich immer darin.“
„Ich habe schon lange keine mehr in der Hand gehabt.“
„Meiner verstorbenen Frau habe ich in den ersten Jahren unserer Ehe jeden Abend im Bett aus der Bibel vorgelesen.“
„Das finde ich schön. Liest du mir auch vor?“
„Gerne.“
„Heute Abend?“
„Mach ich.“

Sie gingen ins Haus und zu Bett. Katha legte ihren Kopf auf seine Schulter und er las ihr die Geschichte der Rut aus dem Alten Testament vor.

In den folgenden Wochen breitete sich in Hirschbergs Haus eine neue Atmosphäre aus. Das wurde in allen Räumen wahrnehmbar. In der Küche stand jetzt immer eine Schale mit frischem Obst. Auf der Anrichte stand nicht nur wie früher eine Teekanne, sondern daneben stand eine Kaffeekanne. Im Kühlschrank war nicht nur Margarine, sondern auch Butter zu finden. Im Spülbecken war fast immer schmutziges Geschirr abgestellt. Den Esstisch im Wohnzimmer zierte eine Vase mit Blumen. Auf dem Couchtisch lagen Bücher und Illustrierte.

Katha zog nunmehr endgültig in Hirschbergs Büro ein. Sie richtete sich ihren Arbeitsplatz nach ihren eigenen Vorstellungen ein. Neben das Telefon stellte sie einen kleinen Pokal, die Trophäe ihres ersten Turniersieges. Damals war sie 12 Jahre alt. Ihr Terminplaner lag da, aufgeschlagen die Seite des aktuellen Datums. Ein Notizblock. Schriftstücke in Klarsichthüllen, die Hirschberg ihr zu lesen gegeben hatte. Und auch hier eine Vase mit Blumen.

In Schlafzimmer und Bad zeigte sich ebenfalls, dass neue Zeiten angebrochen waren. Am Kleiderschrank hing ein Kostüm. Im Schrank weitere Kostüme, Röcke, Blusen, Hosen, T-Shirts, Trainingsanzüge, Gürtel, Mäntel, Anoraks – für Hirschberg war kaum noch Platz. Auf dem Boden herum lagen Tennisschuhe, Tennissocken, Joggingsschuhe. Unterm Fenster stand ihre Sporttasche, die er schon von Mallorca her kannte. Im Bad: ein Föhn, Lockenwickler, Spraydosen, Tuben, Fläschchen, Kosmetiktöpfe aller Art.

Im ganzen Haus ein neuer, angenehmer Geruch. Hirschberg meinte, es dufte überall nach Jasmin. Auch war jetzt viel öfter Musik zu hören. Aber nicht unbedingt Musik, die in seine Ohren passte. Weder die Titel noch die Sänger sagten ihm etwas. Er ertrug es. Er war nicht mehr allein. Zum Zusammenleben gehört Toleranz. Dennoch: Er fühlte sich zeitweise unangenehm eingengt.

Aus Mettmann brachte sie nach und nach noch Sachen mit, die sie dort deponiert hatte. Auszeichnungen, Geschenke, Tennisschläger. Im Keller war noch Platz. Hirschberg staunte: Was diese junge Frau schon alles angesammelt hatte!

Katha lebte auf. Endlich hatte sie ein Zuhause, in dem sie sich ausbreiten und eine Atmosphäre schaffen konnte, die ihren Vorstellungen und Gefühlen entsprach. Heiter, froh

und praktisch sollte es sein, lebendig. Terrasse und Garten wollte sie einbeziehen. Als Kind hatte sie eine Zeitlang botanisiert und auf dem Balkon Topfpflanzen gehabt. Sie hatte als Teenager sogar einmal überlegt, Biologie zu studieren. Doch sie hatte keine Gelegenheit gefunden, ihre Neigung zur Natur zu vertiefen. Jetzt würde sie zumindest Gartenarbeit machen.

Hirschberg gab zu allem seine begeisterte Zustimmung. Das war der frische Wind, den er sich so gewünscht hatte.

In ihrem Zusammenleben traten indes auch Reibungsflächen zu Tage. Wie hätte es anders sein können! Zwei Personen mit völlig verschiedenem Lebenslauf, verschiedenen Gewohnheiten, verschiedenen Ansichten, verschiedener körperlicher Ausstattung, verschiedener Lebenseinstellung. Das zeigte sich recht deutlich beim Essen. Während er magenschonend und auf seine Cholesterinwerte achtend weder Kaffee trank noch Butter schmierte, trank sie zum Frühstück schwarzen Kaffee und schmierte sie sich Butter auf ihre Brötchen. Sie liebte gewürztes Essen, während er Gewürze nur in Andeutungen vertrug. Er hatte sich angewöhnt, erst nach dem Essen etwas zu trinken, sie trank während des Essens und auch zwischen den Mahlzeiten. Auch aß sie zwischendurch gerne Kleinigkeiten wie Schokoriegel, Gummibärchen oder Erdnüsse. Teilweise waren diese Gewohnheiten schon früher zu erkennen gewesen, etwa die Unterschiede beim Frühstück, aber keiner von ihnen hatte das bisher so richtig wahrgenommen.

Jetzt beobachteten sie sich gegenseitig sehr aufmerksam. Beide hatten den Eindruck, sich jetzt erst kennenzulernen. Dabei gingen sie sehr liebevoll miteinander um. Jeder war bemüht, dem anderen seine Eigenheiten zu lassen, sie zu respektieren. Hirschberg fühlte sich gedrängt, seine Gewohnheiten zu erklären. Sie sollte wissen, warum er es sich so angewöhnt hatte und auch nicht ändern wollte.

Sie begannen sich aufeinander abzustimmen. Zuerst in der Küche. Er kochte, was er bei Frau Michalski gelernt hatte. Sie kaufte sich Kochbücher, sah Köchen im Fernsehen zu, schnitt sich Rezepte aus Frauenzeitschriften aus. Mit einfachen Gerichten begann sie eigene Wege zu gehen. Nicht alles gelang. Er sagte nichts. Aber sie merkte seine Zurückhaltung und tröstete ihn damit, dass es beim nächsten Mal besser gelingen werde. Wegkippen mussten sie nur selten etwas.

Nach und nach entwickelte jeder seine Spezialitäten. Während sie sich mehr mit Fleischgerichten beschäftigte, erweiterte er seine Fertigkeiten im Zubereiten von Fisch. Sie widmete sich mehr dem Gemüse, er den Salaten. Sie erschloss sich Reisgerichte, er befasste sich damit, wie man aus Vollkornteig sowohl Süßes wie Crêpes oder Waffeln als auch einen Gemüseauflauf, zum Beispiel mit Brokkoli, oder eine Pizza herstellen konnte.

Sie verständigten sich darauf, dass bei ihren Bemühungen in der Küche die Förderung der Gesundheit und der Fitness die gleiche Priorität wie der Wohlgeschmack haben sollten. Deshalb kauften sie sich auch schon bald einen Dampfkochtopf. Eine besondere Herausforderung war, die gemeinsame Arbeit so zu koordinieren, dass sie sich nicht gegenseitig behinderten, dass die Zeiten passten, also das Gemüse nicht zu früh fertig war oder das Fleisch schon wieder kalt wurde, weil der Salat noch in der Mache war.

Da Katha schneller zu Werke ging als er, waren auch die individuellen Arbeitszeiten zu berücksichtigen. Sie mussten viel Rücksicht aufeinander nehmen, um sich nicht gegenseitig zu entmutigen. Denn sie kamen sich immer wieder in die Quere oder waren unterschiedlicher Meinung, wie vorzugehen sei. Um die Reibungsflächen klein zu halten, einigten sie sich darauf, dass derjenige als Küchenchef fungieren sollte, der das Fleisch oder den Fisch zubereite.

Sie lernten: Kochen fängt mit dem Einkaufen an. Was man einkauft, hängt davon ab, was auf dem Speiseplan steht. Er wusste recht bald, in welchem Laden es was gab. Und auch, wo im Laden in welchem Regal was zu finden war. Entsprechend schnell wollte er den jeweiligen Einkauf erledigen. Sie dagegen sah sich die Waren genauer an, verglich Qualitäten und Preise zwischen den einzelnen Läden, brauchte dazu viel Zeit, um sich schließlich für das eine oder andere Produkt zu entscheiden. Ihr Interesse fanden auch Produkte, die gar nicht auf dem Einkaufszettel standen.

Ihn nervte dieses zeitaufwendige Einkaufen. Aber er zwang sich zur Geduld. Er beobachtete andere Leute, andere Paare, wer bei denen das Sagen hatte, beobachtete das Personal bei seiner Arbeit, bot Katha an, das eine oder andere schon zu holen, schob, wenn sie sich schließlich entschieden hatte, den Einkaufswagen weiter, machte sich auf den Weg zur Kasse, während ihr das eine oder andere noch einfiel. Hirschberg stellte fest, dass sie regelmäßig mehr als doppelt so viel Zeit als veranschlagt für das Einkaufen und Kochen brauchten. Dadurch kämen bei ihm berufliche Aufgaben zu kurz, sagte er ihr. Aha, dachte sie, als Nächstes wird er wohl sagen, es sei besser, eine gewisse Arbeitsteilung vorzunehmen. Und dann war ja schon klar, dass er sich beim Einkaufen ausklinken werde, um Zeit für seine Arbeit zu gewinnen.

Doch so einfach machte er es sich nicht. Er zeigte sogar Verständnis dafür, dass sie anders vorging als er, und er hielt die Preisvergleiche für gut – wann endlich kam das ‚Aber‘, fragte sie sich. Doch es kam kein ‚Aber‘, sondern der Vorschlag, jeder solle selbständig das einkaufen, was er für seine Rezepte brauche.

Hirschberg tat einen Seufzer und sagte: „Jetzt erst merken wir, was es heißt, einen gemeinsamen Haushalt zu führen. Jeder für sich hat als Alleinstehender schnelle Methoden entwickelt. Für dich war Ernährung etwas, das man nebenbei erledigt, für mich war es ein Minimalprogramm, um nicht zu verhungern. Wir lernen gerade, wie man sich gemeinschaftlich ernährt. Das ist fast so, als würde man in einem Unternehmen eine neue Produktionsstraße einrichten.“

Das Thema ‚Einkaufen/Kochen‘ war auch weiterhin Gesprächsstoff. Schließlich kamen sie zu mehr oder weniger Arbeitsteilung. Je nach beruflicher Terminplanung ordneten sie sich die Aufgaben als Einzeltätigkeit zu. Samstags und sonntags indes, so vereinbarten sie, sollte gemeinsam gekocht werden. Sie hatten die feste Absicht, von den Gewohnheiten des Single- zu denen eines Gemeinschaftsmenschen zu gelangen und darauf zu achten, wann Einzelarbeit und wann gemeinsames Arbeiten – wie er sagte – ‚zielführend‘ sei.